

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 15

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haben Sie das gehört?

Eine Frau erlebt Geschichte

ZS. Die Tochter von Lord Asquith, einem der führenden englischen Staatsmänner, der wiederholt und lange britischer Premierminister war, berichtete im Radio nicht nur, wie der Vorhang der «Großen Welt» sich vor ihr öffnete, als ihre Röcke plötzlich länger wurden und ihre Haare in die Höhe gingen. Sie erlebte welthistorische Ereignisse sozusagen intim.

Die Politik Englands in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war ein großes Drama in der Art eines Theaterstücks, schon weil Radio und Film fehlten. Das Parlament war die Bühne, auf die Millionen Augen gerichtet waren. Die Schauspieler darauf waren jedermann bekannt und erfüllten die Phantasie der Menschen. Eine Diskussion im Unterhaus war spannender als ein Kriminalfilm. Die Damen konnten von einer vergitterten Loge aus zuhören wie eingeschlossene Raubtiere (heute längst beseitigt). Es herrschte Schweigen, aber ein Husten, ein Räuspern, ein Rascheln des Rocks schien mit Dynamit geladen. Es gab nirgends eine Tribüne so voller explosiver Möglichkeiten, und in der es auch zu Explosionen kam. Zum Beispiel führte einmal eine alte Dame, Gattin eines Lords, eine so unerhörte Sprache über den liberalen Vorsitzenden, dessen schüchterne Frau einige Schritte vor ihr saß, daß die Erzählerin protestierte und dem Vorsitzenden eine Notiz mit den Anschuldigungen schickte. Dieser sandte das Papier mit der Bemerkung zurück: «Liebe Miß Asquith, es tut mir wirklich leid, aber ich bin zu sehr beschäftigt mit den Teufeln hier in der Tiefe, als um mich auch noch mit den Engeln in der Höhe zu befassen.»

Er hatte wirklich eine schwierige Stellung, denn damals tobten die Kämpfe um Irland. Dessen Abgeordnete mußten öfters gewaltsam aus dem Saale geschleppt werden, wobei sie «mit dem einen Ende ausschlugen und mit dem andern sangen». Ein Abgeordneter schleuderte ein Buch gegen Churchill und traf ihn mitten ins Gesicht. Ihr Vater, der Premier, wurde einst für mehr als eine halbe Stunde niedergebüllt, als er ankündigte, er habe vom König Vollmacht erhalten, 500 Lords mit Stimmrecht zu ernennen, um ein Gesetz durchzubringen.

Aber das Unterhaus besaß auch hervorragende Köpfe, denen zuzuhören eine Freude war. Neben den Spitzen des Weltreichs saß der glänzende Anwalt Irlands Sir Edward Carson, später wegen Landesverrat gehängt. Churchill, obwohl erst 31 Jahre alt, war bereits eine nationale Figur, von den einen beklatscht, von den andern heftig angegriffen, aber von niemandem mißachtet. Unbeirrbar und kalt thronte ihr Vater, der Premier Asquith, über dem Sturm, wie wenn er ihn nichts angehe. Die politischen Kämpfe griffen dann auch auf das Privatleben über. Bei der Auseinandersetzung um die zukünftige Stellung Irlands wurde der Premier des Verrates an der Krone beschuldigt, mit Zuchthaus bedroht, mit Bürgerkrieg in Irland (der dann auch später kam), mit einer Meuterei in der Armee. Seine ganze Familie wurde als «untragbar» behandelt. Der Justizminister erklärte der Frau des Premiers, daß er, obwohl lebenslänglich mit ihm befreundet, sie leider nicht zu einem Ball einladen könne, da ihr Erscheinen einen Skandal heraufbeschwören würde. Eine Freundin wagte es nicht, Miß Asquith ins Haus zu bringen, denn ihr Vater habe erklärt, «er müßte den Teppich verbrennen, wenn sie seine Schwelle überschreiten würde». Diese politische Temperatur ist heute längst abgekühlt (nur die Teppichpreise sind dafür in die Höhe gegangen). Als Lloyd George als Finanzminister sich mit seinem Budget in Schwierigkeiten befand, erklärte ein Lord im Oberhaus, «er sähe ihn und Churchill am liebsten mitten in einer reißenden Meute von Jagdhunden».

Auch sonst war die Epoche gewalttätig und tumultuarisch. Auf der Straße warfen die Suffragetten Schaufenster ein, zündeten Häuser an, zerschnitten das berühmte Venusbild in der Nationalgalerie, griffen Minister tätlich an, wozu sie sich mit Hundepötschen, Aexten und rotem Pfeffer bewaffneten. Die Annäherung einer Frau war bei öffentlichen Anlässen so verdächtig und gefürchtet wie die eines Tigers. Sie selbst mußte ihren Vater wiederholt mit den Fäusten vor ihnen verteidigen, obwohl sie und er Anhänger des Frauenstimmrechtes waren. Fäuste waren allerdings kein Schutz gegen Wurfgeschosse; einmal sauste ein Beil haarscharf am Kopf des Premiers vorbei und verletzte den Bruder erheblich. In der Gesellschaft war der drohende Bürgerkrieg mit Irland allgemeines Gesprächsthema; Carson bildete dafür heimlich Truppen aus. Eine sehr bekannte, etwas umfangreiche Gattin eines Lords schmuggelte in ihren Unterröcken Munition für ihn. Aber damals wurden in England auch die Grundsätze zur Bekämpfung der Armut festgelegt, welche das Armenhaus und private Wohltätigkeit zum Verschwinden bringen würden. Alterspensionen, soziale Versicherungen, Selbstregierung Irlands, Vorherrschaft des

gewählten Unterhauses über das auf Vererbung beruhende Oberhaus, das schien damals alles revolutionär, während es heute selbstverständlich ist und die schweren Kämpfe darüber längst vergessen sind. Niemand erkannte aber die hereinbrechende Weltkatastrophe, merkte, daß hinter diesen Streitigkeiten gewaltiger Explosionsstoff lag. Als aber der Krieg mit Deutschland begann, waren alle diese innern Kämpfe verfliegen, «Einigkeit im Unterschied» beherrschte das Feld, und die Reihen schlossen sich sofort.

In der Nacht des 4. August 1914 saß sie mit ihrem Vater, Lord Grey und Churchill im Amtsraum des Premiers und sah zu, wie der Sand des Weltfriedens auslief. Das englische Ultimatum an Deutschland lief um Mitternacht ab. Churchill wartete mit der Uhr in der Hand, um der Kriegsflotte den Befehl zum Auslaufen zu erteilen. Eine Welt ging unter.

Eine Ausstossung

EA. Daß es Deutsche gibt, die Äußerungen neonazistischer Gesinnung und eine kaum verhüllte Judengegnerschaft nicht stillschweigend hinnehmen, und daß gerade Christen hierin von harter Konsequenz sein können, erfuhr der in Bielefeld lebende Musikkritiker Hans Schnoor auf einer Tagung der *Evangelischen Akademie für Rundfunk und Fernsehen* in Arnoldshain im Taunus. Schnoor, der als einflußreicher Kritiker bezeichnet wird und auch als Buchautor hervorgetreten ist, war zu einem Referat über den Platz der neuen Musik in den Rundfunkprogrammen, das der Komponist und Dirigent Winfried Zillig als deren entschiedener Vertreter hielt, als Korreferent gebeten worden. Der Einladung lag offenbar der Wunsch zugrunde, auch einen Gegner zu Wort kommen zu lassen, andererseits aber Unkenntnis von dessen politischer Haltung.

Am Ende seines Vortrags, den er mit Tonbandaufnahmen aus Werken seines Lehrers Arnold Schönberg verdeutlicht hatte, erklärte Zillig, er werde das Korreferat nicht anhören, sondern den Raum verlassen. Zur Begründung zitierte er einen Abschnitt aus einem Artikel, den Schnoor wenige Tage zuvor veröffentlicht hat. Darin wird Schönbergs «Ueberlebender von Warschau» anlässlich seiner Aufführung durch den Sender Bremen ein «widerwärtiges Stück» genannt, «das auf jeden anständigen Deutschen wie eine Verhöhnung wirken muß». Damit nicht genug, hat Schnoor in einer anderen Glosse davon gesprochen, es üben in den deutschen Funkhäusern, von denen einige besonders genannt wurden, «noch immer jene Leute ihre Tyrannei aus, die nach 1945 im Sog einer gewissen Re-Emigration (man könnte auch sagen: im jämmerlichen Troß der Besatzungsheere) das niedergebrosene Deutschland überschwemmen». Er fügte hinzu, man werde «bald soweit sein, daß man offener und präziser über alle diese Dinge reden» könne. An anderer Stelle wurde er noch deutlicher, indem er die Veranstalter einer Kölner Fernsehsendung über elektronische Musik «Nutznießer eines Systems, das bald hinweggefegt sein wird» nannte.

Es wurde Schnoor in Arnoldshain Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben. Sie mißlang ihm. Nachdem, wie sich herausstellte, einige Eingeladene bereits unter Hinweis auf seinen Namen im Programm abgelehnt hatten, an der Tagung teilzunehmen, rückten jetzt deren Leiter Gerhard Günther, Leiter der Evangelischen Akademie Hamburg, die übrigen Referenten und die Teilnehmer — überwiegend führende Persönlichkeiten des geistigen, musikalischen und kirchlichen Lebens Deutschlands — so einmütig und so vollständig von ihm ab, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als das Haus zu verlassen.

«Ich erinnere mich nicht, jemals eine solche Ausstoßung erlebt zu haben», schreibt der Katholik Walter Dirks, der dabei war, ein bekannter und nicht zuletzt seiner ruhig abwägenden Betrachtungsweise wegen geschätzter Publizist, Mitherausgeber der Frankfurter Hefte, in einem Bericht in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». «So etwas ist immer ein beklemmend fürchterlicher Vorgang, was auch vorliegt.» Jedoch, wie Dirks fortfährt, «es geschah nicht in blinder Erregung, sondern als ein moralisch-politischer Akt. Es war der Betroffene selbst, der sich durch sein Verhalten das Urteil sprach.» Am Abend hörten die Tagungsteilnehmer eine Aufnahme von Schönbergs «Ueberlebendem von Warschau» an.

Es sei in diesem Zusammenhang berichtet, daß fast am gleichen Tage eine andere Evangelische Akademie, die von Berlin, ihre musischen Abende, die sie neu in ihr Programm aufnimmt, mit der Lesung eines anderen Dichtwerks aus den letzten Tagen des Warschauer Ghettos eingeleitet hat. Die Aufzeichnungen, die unter dem Titel «Jossel Rackower redet mit Gott» 1954 in einer jiddischen Zeitschrift in Tel Aviv erschienen und von der Berlinerin Anna Maria Jokl ins Deutsche übertragen worden sind, wurden damals für ein Dokument gehalten, selbst von überlebenden Mitkämpfern. Sie wurden im Ja-

nuar 1955 vom Sender Freies Berlin, später vom Kölner Nachtstudio gebracht und erregten beim deutschen Publikum beträchtliches Aufsehen. Erst nach der Berliner Sendung meldete sich Zvi Kolitz, der inzwischen den in diesem Jahr in Cannes außerhalb des Festspielprogramms gezeigten ersten Film aus Israel gemacht hat, aus New York als Verfasser. Er hatte das Werk, das so genau die äußerste menschliche Situation trifft, daß man es wohl inspiriert nennen muß — Kolitz ist offenbar ein sehr begabter Mann, aber weder vorher noch nachher scheint er die Höhe dieser Dichtung erreicht zu haben — vollständig vernachlässigt, nachdem er 1946 eine Veröffentlichung zusammen mit anderen seiner Arbeiten in schlechter Uebersetzung ins Amerikanische zugelassen hatte. So konnte die Legende entstehen, es handle sich um ein Dokument. Daß es Dichtung ist, macht seine Bedeutung nicht geringer — als erschütternde Aussage menschlicher Leiden in einem von Mitmenschen bereiteten furchtbaren Schicksal wie als Bekenntnis zu diesem Schicksal, das die Christen dieser Zeit nicht weniger angeht als die Juden, und mit den Worten schließt: «Das sind meine letzten Worte an dich, mein zorniger Gott, es wird dir nicht gelingen! Du hast alles getan, damit ich nicht an dich glaube, damit ich an dir verzweifle! Ich aber sterbe, genau wie ich gelebt habe, im felsenfesten Glauben an dich.»

Von Frau zu Frau

Männer

EB. Welch hochsommerliches Thema! Und doch in dem Sinne, in dem ich davon sprechen möchte, ein recht nachdenklich stimmendes.

In der amerikanischen Zeitschrift «Ladies' Home Journal» wird der Walt-Disney-Film «The Great Locomotive Chase» angepriesen, und es wird darin gesagt: «Frauen, die genug von Marylin Monroe und Ava Gardner haben, werden froh sein, ein paar gut gebaute Helden zu sehen, Männer, die aussehen, als ob sie ein Mädchen beschützen könnten, wenn nötig.»

Die emanzipierte Frau Amerikas wünscht also immer noch starke Männer, die ein Mädchen beschützen können. Sie will keine Milchjungen. Und immer noch schwebt ihr das Ideal des ritterlichen Helden vor. Mag sein, daß viele Frauen sich bewußt oder unbewußt dagegen sträuben; es mag auch sein, daß viele andere dieses Ideal durch ein anderes ersetzt haben. Aber so grosso modo — ist es nicht vielleicht für die meisten doch ein biologisch bedingtes Ideal? Wenn wir das anerkennen, hat es keinen großen Sinn, sich dagegen zu wehren. Man kann die Tatsache höchstens in ihre angemessenen Schranken einbauen.

Das Suchen nach dem Helden, nach dem Ritter, hat seine Gefahren. Held und Ritter, sie gehören zusammen. Der Held allein wird zum Protzen der Gewalt, der Körperkräfte. Er kann zum «Raudi» werden, aber auch zum Fußball- oder Radsport-Helden. Ein solcher einseitiger Ersatz kann der suchenden Frau auf die Dauer sicher nur Enttäuschungen bringen (wobei natürlich an sich auch ein Fußball- oder Radsport-«Held» zugleich ritterlich sein kann . . .).

Zum Helden in diesem Sinne gehört Mut; es gehört dazu, daß er in außerordentlichen Lebenslagen Entscheide trifft, daß man sich bei ihm geborgen fühlt. Es gehört auch dazu, daß er außerordentlichen Umständen nicht aus dem Wege geht, sondern sie zum mindesten liebt, wenn nicht sogar sucht. Sicher wünschen Tausende von Frauen vor allem Sicherheit — und sie suchen sie nicht mehr beim beschützenden, starken Mann, sondern, fehlgeleitet, beim regelmäßigen Einkommen, beim versicherten Dasein, bei der Pensionskasse. Und wie viele unter diesen Tausenden werden kleinlich und mißmutig und enttäuscht dabei, trotzdem sie alles haben, was sie vermeintlich wollten.

Aber wie viele andere Tausende wählen immer noch den Mann. Sie erleben mit ihm das Außerordentliche, sie stehen ihm zur Seite und wissen sich gleichzeitig gehalten. Und sie sind glücklicher.

Es tönt alles ein wenig abgedroschen, ein wenig letztes Jahrhundert, und man wagt es nicht mehr recht, solche «Zustände» auch heute noch als bestehend anzuerkennen. Man wartet auf Stürme der Entrüstung.

Aber auch im 20. Jahrhundert manifestiert sich die Sachlage, wenn nicht individuell, so doch kollektiv recht handgreiflich — und recht gefährlich. 1914 haben die Frauen ihren heldischen Männern, die ausogen in heldische Schlachten — so glaubten sie wenigstens — und ins große Unbekannte, alles zu Füßen gelegt. Sie haben sie angefeuert. 1933 verhalten sie einem neuen vermeintlichen Helden zum Siege, einem Manne, von dem sie Außerordentliches, Heldisches und Ritterliches erwarteten.

Was hilft es da, die Tatsache zu leugnen? Ist es nicht besser, wir akzeptieren sie und lächeln, wenn nötig, ein wenig über uns? Unsere Söhne werden wir vielleicht doch eine Spur mehr zur Männlichkeit erziehen müssen, und unsere Töchter sollen sich ihres Hanges nicht zu schämen brauchen. Im übrigen aber legen wir uns Zügel an. Vivere pericolosamente ist ja nicht das einzige Heldentum. Und nicht jeder

kann ausziehen, um Unterdrückte zu retten oder ferne Länder zu entdecken. Den Alltag entdecken, kann sehr heldisch sein; und wenn wir das unsern Töchtern nicht beibringen, so gefährden wir sie. Auch unsere Männer und Söhne erwarten von uns Bewunderung (und sei es mit einem leichten Augenzwinkern); aber nicht nur sie bringen Wunden heim, sondern auch die umschwärmten «großen» Helden.

Haben Sie jenes Hörspiel miterlebt, in dem der Teufel einem der Radfahrer um einer Frau willen zum Siege verhelfen wollte? Die Frau wollte einen Helden, nichts anderes, auch keinen Ritter. Und sie anerkannte keine Schwächen. Damit strauchelte sie, wie so viele andere. Ehrgeiz ist ihre treibende Kraft; der Mann soll um ihretwillen stark sein und Sieger bleiben, damit sie sich brüsten können. Nein. Noch ist jeder strahlende Held der Weltgeschichte und Literatur der liebenden Frau erlegen, jener Frau, die nicht nur seine Stärke und sein Beschützerum, sondern auch seine Schwächen annimmt. Eigentlich recht tröstlich. Die ganze Welt im Umbruch, und die alten Wahrheiten zwischen Mann und Frau bleiben bestehen. Der Rahmen hat sich geändert, von der Eroberung des Wilden Westens zur Eroberung eines Absatzgebietes — aber das übrige bleibt getrost bestehen. Ein Mann, eine Frau und ihre Liebe. Ein beruhigendes, hochsommerliches Thema!

Die Stimme der Jungen

Generalversammlung des Basler Jugend-Film-Dienstes

chb. Eine Zeit ruhigen Fortschreitens nannte Präsident Dr. P. Hinderling in seinem Jahresbericht das Jahr 1955/56. Obgleich die Zahl der Mitglieder mit 322 gegenüber dem Vorjahr nahezu konstant geblieben ist, darf man den im Frühjahr 1956 durchgeführten Filmbetrachtungskurs «Der Filmheld» (es wurde an dieser Stelle bereits darüber berichtet) als außerordentlich erfolgreich bezeichnen. Dieses erfreuliche Ergebnis war es, welches die zugleich als Sitzung des erweiterten Vorstandes tagende Generalversammlung den Entschluß fassen ließ, das Programm des nächsten Winters in ähnlicher Form durchzuführen. Damit eine größere Zahl von jugendlichen Kursteilnehmern erfaßt werde, sollen aber diesmal Lehrfilme in die Referate namhafter Fachleute eingebaut werden. Nach dem Grundsatz: Nicht nur über Filme sprechen — auch Filme zeigen, wird man bemüht sein, mit Hilfe der Basler Lehrfilmstelle aus Deutschland Filme zu erhalten, die unter dem Titel «Wie eine Filmszene entsteht» und ähnlichen am praktischen Beispiel in die Filmarbeit einführen. Sehr erfreulich war es, Vorschläge anzuhören, welche für eine Förderung des Schweizer Filmes eintraten und in diesem Sinne für einen unter diesem Sammeltitel laufenden Kurs sprachen. Da diesem Thema jedoch die Breitenwirkung fehlt, deren eine junge Organisation bedarf, um von sich sprechen zu machen, wurde seine Durchführung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben.

Nach diesem provisorischen Festlegen des Programmes 1956/57 wurde die Frage nach einer eventuellen Stellungnahme zu dem gegenwärtig bei den eidgenössischen Räten liegenden Filmartikel angeschnitten. Da sich herausstellte, daß auch unter den Mitgliedern des Vorstandes keine genaue Kenntnis der Situation vorhanden war, wurde der Wunsch nach einer Aufklärung auf alle Seiten hin laut. Man wird bemüht sein, im Herbst eine Aussprache mit Referenten der am Filmartikel unmittelbar interessierten Kreise durchzuführen.

Für ein ersprießliches Wirken und organisches Wachsen des Jugend-Film-Dienstes ist ein näherer Kontakt mit den Mittelschulen unerlässlich. Nur durch sie können die Jugendlichen, für welche die Erziehung zum guten Film ja vor allem gedacht ist, in voller Breite erfaßt werden. In Zürich scheint man dies bereits gemerkt zu haben — die Zahl von 700 im Schüler-Filmklub vereinigten Mitgliedern zeugt von einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis. Es wird nun Aufgabe des Basler Jugend-Film-Dienstes sein, sich über die Wege und Mittel zu orientieren, dank welchen die Zürcher «Arbeitsgemeinschaft Jugend und Film» zu diesem beneidenswerten Resultat gelangte. Ohne Zweifel wird die erste Anregung dazu von filminteressierten Schülern selber ausgegangen sein. Diese zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe die zum großen Teil — wenigstens in Basel — sich untätig und ablehnend verhaltende Lehrerschaft zu gewinnen, wird eine erste Etappe auf dem Wege sein, welcher zu einem gesunden Verhältnis zwischen Jugend und Film führen soll.

Mit dieser Generalversammlung trat Dr. Paul Hinderling, welcher seit mehreren Jahren den Jugend-Film-Dienst mit Umsicht und Geschick zu beachtlichem Erfolg geführt hatte, von seinem Amt als Präsident zurück. In verdankenswerter Weise stellte er sich jedoch zur Verfügung, nominell das Präsidium weiterzuführen, bis sein Nachfolger, Hansjörg Braunschweig, zu Beginn der Wintersaison 1956/57 seine neue Aufgabe übernehmen wird. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß er sich ihr mit derselben Ausdauer und Liebe unterziehen wird wie sein Vorgänger.